**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 29

**Artikel:** Wie es früher um die Berner Feuerwehrkaserne herum aussah

**Autor:** Correvon, Hedwig

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-645334

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

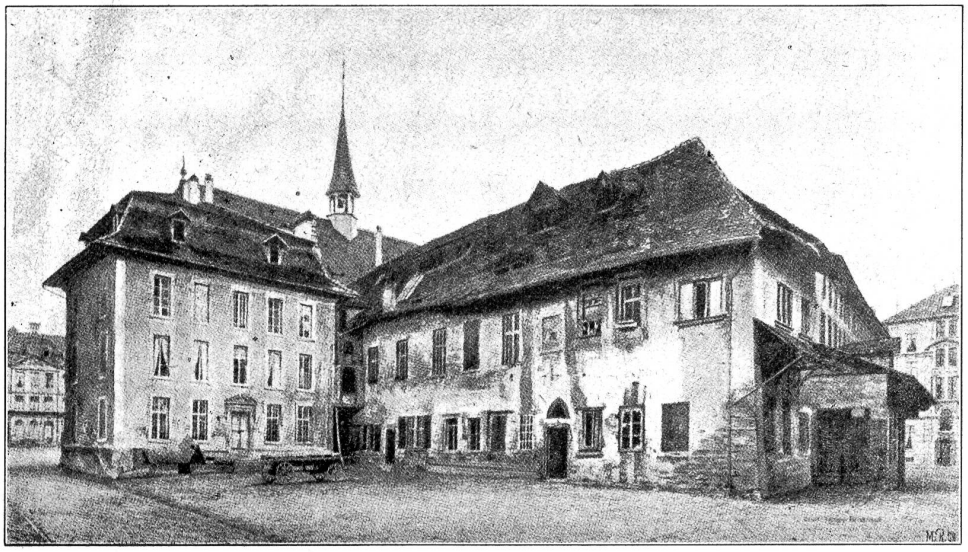
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



**Ostfront des ehemaligen Dominikaner-Klosters in Bern; in dem Gebäude links ist gegenwärtig die städtische Feuerwehr untergebracht.**

Es gibt wieder eine kurze Pause. Da platzt Hannes Fryner mit einem schweren Wort in die Stille hinein:

Die Ros muß sich nicht an den Winterschatten gewöhnen."

Der Wehrtanner sieht ihn mit großen Augen an. „Du wirst doch nicht etwa gar verkaufen und ab dem Berg gehen wollen? ..."

„Nein, so etwas habe ich nicht im Sinn. Aber mit uns zweien, mit der Ros und mit mir, ist es für heut und immer aus."

Urech Leu schießt von seinem Sitze auf. In seinen Augen ist ein böses Feuer.

„Bist du verrückt?"

Hannes bleibt ruhig sitzen. „Ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich sage. Es hat sich kaum je einer so viel Mühe gegeben, ein Mädchen gern zu haben. Ich würde es nie fertig bringen. Sie ist auch nicht darnach."

Der Wehrtanner sucht jetzt etwas einzulenken. „So nimm doch Vernunft an! Sie hat das Weinlein nicht vertragen können, und da ist es ihr halt aufgerochen, wie du mit der Hex von Kellnerin im Störchli gemogelt hast. Nimm dich nur selber bei der Nase, und bitt' im Anstand bei ihr ab. Es haben schon größere Herren zum Kreuz kriechen müssen, eh' sie wieder zu Gnaden angenommen worden sind. Ich will dir schon zum besten reden. Und wegen dem Holz dahinten — er wirft einen Blick auf eine der mächtigen Randtannen — wegen dem Holz ließe sich auch Rat schaffen. Ich weiß, daß du es gern hättest, und wollte es dir um einen Vetterpreis geben; für meinen Buben ist Wald genug da." (Fortsetzung folgt.)

# Wie es früher um die Berner Feuerwehrkaserne herum aussah.

Die Feuerwehrkaserne von heute ändert in kurzer Zeit ihre Bewohner und ihre Bestimmung: neue Bauten auf dem Spitalacker werden die Feuergerätschaften aufnehmen und unsern Feuerwehrleuten als Lokalitäten dienen. Und wieder einmal werden die Räumlichkeiten des alten Baues, der sich uns in den Weg stellt, wenn wir zum Stadttheater oder zum Polizeigebäude hinüber eilen wollen, und der nur durch eine schmale Passage von der Französischen Kirche getrennt ist; andern Zwecken zugeführt.

Wie alt mag wohl die Feuerwehrkaserne sein? fragen wir uns unwillkürlich; denn daß das Haus mit dem schönen französischen Dach mehrere Jahrhunderte hinter sich hat, auch erst in neuerer Zeit die breiten Flügeltore auf der Nägeligaßseite erhielt, das zeigt sich auf den ersten Blick. Ueber der Haustüre ist die Jahrzahl 1700 eingemeißelt. Viele aber wollen wissen, daß das Haus viel älter ist, sein Dach erst im Laufe der Jahre in der jetzigen Form erhalten habe, und daß auch die Anordnung der Fenster eine andere gewesen sein muß.

Vielfach wird auch behauptet, die Feuerwehrkaserne sei ein Ueberbleibsel des ehemaligen Predigerklosters, das stehen gelassen wurde, weil es als Spital benützt wurde.

Von all diesen Behauptungen ist verschiedenes richtig. Auf dem Sickingerschen Stadtplan von 1607, auf dem das Predigerkloster in seiner ganzen Anlage eingezeichnet ist, kann von diesem Hause nichts wahrgenommen werden. Dagegen zeigt der Stadtplan aus Merians Topographia Helvetiae ein Haus mit den Grundrissen der Feuerwehrkaserne an deren heutigem Standort. Der vermutlich von Albrecht Stürler kurz vor 1738 gezeichnete Plan zeigt dieses Haus ganz deutlich und bezeichnet es als „des Weibels Roder Logement". Chroniken benennen es die Wohnung des Verwalters. Nachdem der Spitalverwalter 1741 daraus ausgezogen, berichtet H. Türler in Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart*), zog 1757 Pfarrer Bertrand ein. Weiter meldet Türler, daß das Haus vor dem Bau des Kornhauses neben der Wirtschaft zum „Anker" gestanden habe und 1722 von Frau Schultheiß Fischer in das Eigentum der Obrigkeit übergegangen sei. Diese hätte das erst 1688 erstellte Gebäude einfach an die jetzige Stelle versetzt. So ist denn möglich, daß das Haus auf den Fundamenten eines früheren Gebäudes, das zum Komplex der Klosterbauten gehörte, aufgebaut ist.

Den verschiedensten Zwecken hat die Feuerwehrkaserne im Laufe der Jahrhunderte gedient. Es wurde den Refugianten, also den aus Frankreich geflüchteten Hugenotten zugewiesen. Dann erhielt die französische Kirchgemeinde das Haus als Pfarrhaus zugewiesen. Dann wieder war es Spital, — in neuerer Zeit gehörte es zur Reitschule, an die sich noch ältere Leute erinnern. Eine Zeitlang hatte der Lebensmittelinspektor seine Räume in einem seiner Stockwerke. Und was es aufnehmen wird, wenn einmal die Feuerwehr es verlassen hat, das ist noch unbestimmt.

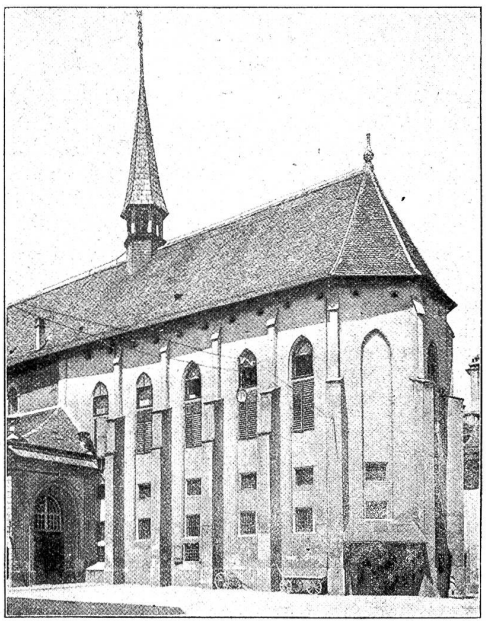
Der Zauber einer großen und bewegten Vergangenheit ruht auf der Feuerwehrkaserne, und ruft die Erinnerung an Verschwundenes wach. Und heute, da uns nur mehr weniges mehr an das, was einstmals war, knüpft, bedauern wir, daß vom Predigerkloster nichts mehr übrig gelassen wurde als die freilich sehr interessante Prediger- oder Französische Kirche und die Feuerwehrkaserne. Dem Bau des

*) Verlag Kaiser & Co. A.-G., Bern.

Stadttheaters fiel der letzte Rest des Klosters zum Opfer. Am 31. August 1899, meldet das Berner Taschenbuch, ist der Abbruch eines Teiles des Predigerklosters begonnen worden, und heute wird auch das Dach des östlichen Teiles, worin das alte Refektorium liegt, abgebrochen.

Das Refektorium ist, nicht zum mindesten dank seiner hervorragenden Wandmalereien, die sich, soweit sie abgelöst werden konnten, im Historischen Museum Bern befinden, in die Kunstgeschichte eingezogen. Darüber, ob der Trakt, in dem sich das Refektorium befand, dieser Malereien wegen erhalten bleiben und restauriert werden soll, äußerten sich seinerzeit Prof. Vetter und Dr. Stammler. Leider kamen sie zum Schluß, daß das Gebäude zu baufällig geworden sei, um noch instandgesetzt werden zu können. Der Trakt, der das Refektorium barg, war an der Französischen Kirche angeschlossen, wie denn das gegen Norden zu verlegte Kloster mit der Kirche ein geschlossenes Viereck bildete. Der direkt an die Kirche angeschlossene Flügel erhielt im Erdgeschoß zunächst der Kirche eine gewölbte Sakristei und eine Küche. Sakristei und Küche bargen seit der Reformation den sogenannten Mueshafen, eine Institution, die aus den sequestierten Klostergütern errichtet wurde und aus der mittellose Studenten Speisung und Kleidung erhielten. Nach und nach wurde die gute Suppe des Mueshafens an die Allgemeinheit gegen einen ganz niedrigen Preis ausgeschenkt. Die Stiftung lebt in erweiterter Form in der Speiseanstalt untere Stadt weiter. An die blaubemalten, schönen Gewölbe und die trotzigen Säulen der Sakristei, die auch noch zur Zeit des Mueshafens stehen geblieben sind, erinnern sich noch unsere älteren Bewohner. Die Beschreibungen des Klosters erwähnen noch den mit einer Holzdiele gedeckten Kapitelsaal, und ferner den Kreuzgang, der durch einen Gang in den Klosterhof mündete. Als Hof der Reitschule steht dieser der älteren Generation noch in Erinnerung. Alte Bilder zeigen die noch heute in Erinnerung stehende Spezereihandlung, die im ehemaligen Refektorium untergebracht war. —

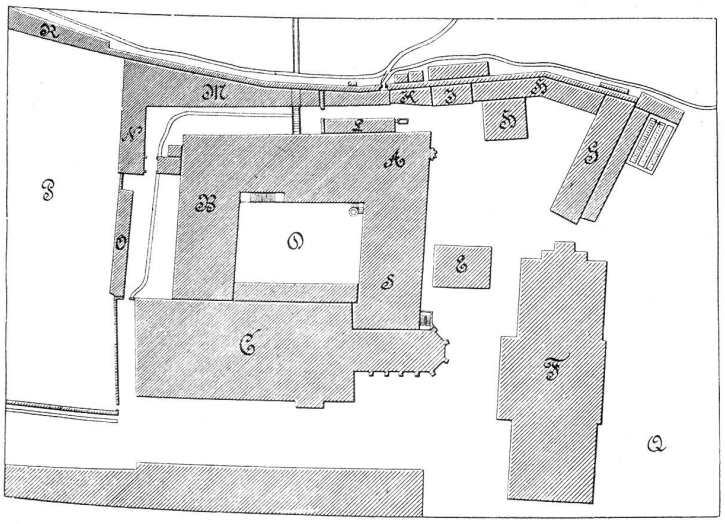
Wie hat sich doch alles geändert! Die Erstellung des Predigerklosters bedeutete einen Schritt, und zwar einen ganz gewaltigen, zur Stadterweiterung über den Zeitglockenturm hinaus. Die im Jahre 1269 nach Bern berufenen Predigermönche begannen ein Werk, das das Schicksal der untern Stadt wurde: die neue Stadt überflügelte die untere Stadt. Obwohl abseits gelegen und außerhalb der damaligen Stadt gebaut, wurde das Predigerkloster an den Anfang der sich nach oben entwickelnden Stadt gesetzt. „Der Bau", melden die Chroniken, „war für jene Zeit ganz großartig. Die ganze Strecke des früher aus Allmend und Baumgärten bestehenden Landes zwischen den zwei Gräben bildete durch die Kirche und die Klostergebäude samt den Umfassungsmauern ein Quartier der Stadt." Und weiter: „Wie stach der neue Stadtteil gegen die untere Stadt ab, die mit ihrer hölzernen Untertorbrücke und dem ärmlichen Klösterlein, dem steilen Stalden, der damals noch zunächst der Nydeckkirche mittels zweier Brücken mit der Gerechtigkeitsgasse und der Hormannsgasse, der heutigen Postgasse, verbunden war. Schaute man vom Zeitglocken zum stattlichen Bruderhaus, so traute man kaum seinen Augen."



**Die alte Predigerkirche in Bern.** Klischee aus v. Rodt: „Bernische Kirchen", Verlag A. Francke A.-G., Bern.

Die Gräben, von denen die Chroniken melden, sind heute überbrückt. Vom Graben am Stalden besteht nur noch der Abhang gegen die Aare zu; Widerlager der einen Brücke wurden 1859 bei einem Einbruch des Straßenpflasters gefunden. Ueber den Graben beim Kornhauskeller, den ehemaligen Tiergraben, baute Pater Humbert eine Brücke. Er wurde mit den Trümmern der verschiedenen Stadtbrände bis über den Zeitglocken hinaus zugeschüttet. Heute gehen wir daran, den Rest beim Münzgraben aufzufüllen. Und der dritte Graben, bis zu dem die Klostergebäulichkeiten und Mauern reichten, ging quer über den Waisenhausplatz bis zum Bundeshaus, das auf dessen Auffüllung erstellt wurde. Nahe der Brücke des Paters Humbert, die den Graben beim Kornhaus überbrückte, befand sich zuoberst an der Brunngasse die Elendenherberge.

An was erinnern sich die ältern Leute noch? An die Reitschule, die in einem Gebäude des Klosters untergebracht war; an das Schlachthaus, das an Stelle des Stadttheaters stand; an das Zeughaus, das die eine Seite der jetzigen Zeughausgasse einnahm, und dann auch an die Käsegeschäfte, die einem orientalischen Bazar gleich oben an der Zeughausgasse in Reih und Glied in einstöckigen, offenen Bauten untergebracht waren. Die Käsestände auf dem Wochenmarkt haben diese Käsehäuschen abgelöst. Man erzählt auch von den unterirdischen Gängen, die beim Abbruch des letzten Klosterflügels aufgefunden wurden: große, gewölbte Gänge, die zur Aare hinunter und der heutigen Marktgasse zu



**Grundriß des Predigerklosters.**
Klischee aus: „Bilder aus Gegenwart und Vergangenheit", Verlag Kaiser & Co. A.-G. Bern.

führten; in Kriegszeiten leisteten sie gute Dienste. Auch die Nonnen scheinen sich dieser unterirdischen Wege bedient zu haben, wie die Gänge bekunden, die vom Klösterlein der Grauen Schwestern an der Zeughausgasse und dem Frauenkloster beim Käfigturm bis zum Predigerkloster führten. Einer dieser Gänge lief unter den Stallungen durch, die vor 70, 80 Jahren auf der linken Seite der Zeughausgasse standen und zu den Herrschaftshäusern an der Marktgasse gehörten.

Vom „Totenacker", der sich von der Predigerkirche bis zum Waisenhausplatz ausdehnte, finden sich noch heute bei Grabarbeiten Ueberreste. Als 1820 an der Westseite Fundamente zum Hochaltar gegraben wurden, fand man den Schädel eines jungen Mädchens mit geflochtenen Haaren. „Vor den Predigern", hieß die heutige Zeughausgasse; im 17. Jahrhundert wurde sie „beim Totentanz" genannt, in Anlehnung an den Manuelschen Totentanz, der auf der Mauer gemalt war, die das Kloster auf der Seite des Volkshauses abschloß. Die Predigerkirche reichte einstmals bis über die jetzige Predigergasse hinaus; sie wurde 1753 um einen Arkadenbogen gegen die Predigergasse zu kürzer gemacht und gleichzeitig durch Einsetzen größerer Fenster modernisiert. Das Predigergäßchen dagegen stammt noch aus der Klosterzeit; es hieß noch im 15. Jahrhundert so. Heute kennen wir es als Schützengäßchen und Volkshausgäßchen. Das Predigergäßchen bildete einstmals die Verbindung mit dem Inselkloster, also mit der heutigen Amthausgasse. Durch dieses Gäßchen schritten vor Jahrhunderten die Nonnen der Insel, sowie die Nonnen, die hier ihre Zuflucht gefunden hatten, nachdem ihr Klösterlein Mariental, an dessen Stelle das ehemalige Saxerhaus am Aareufer steht, lebten. Das Predigerkloster mit seiner Kirche, deren Dachreiter weit in die Landschaft hinaus ragte, war einstmals Mittelpunkt, Kulturstätte, Sammelpunkt. Hedwig Correvon.

# Der alte Mathis und der jüngste Tag.

In einer kleinen Ortschaft, nicht fern vom Gebirge — ich will den Namen des Ortes nicht nennen, weil doch vielleicht einer dahinter käme, um wen es sich handelt — lag ein alter Mann im Sterben, der dem Pfarrer schon eine Zeitlang durch merkwürdige religiöse Fragen aufgefallen war. Er richtete sie bei jeder passenden Gelegenheit an den Pfarrer und sie bezogen sich ausnahmslos auf den jüngsten Tag. —

Der Mann kam manchmal eigens ins Pfarrhaus, um sich von dem Geistlichen darüber belehren zu lassen, wieviel Zeit die Toten beim jüngsten Gericht wohl haben würden, bis sie geordnet vor dem Weltenrichter antreten würden, ob diese Zeit sehr knapp sein würde?

Der Pfarrer, der noch nicht so lange in der Gemeinde war, um alle seine Schäflein genau zu kennen, wußte nicht, was er antworten sollte; glaubte erst, einen Mann vor sich zu haben oder gar einen Spötter, den es kitzelte, seinen Unglauben in so törichten Fragen an den Geistlichen zu bringen. Aber doch schien der Mann, wenn man länger mit ihm sprach, weder närrisch noch spöttisch zu sein.

„Vielleicht ein heimlicher Sektierer, derer haben wir ja hierzulande genug", dachte der freundliche Gottesmann und bemühte sich, dem Alten das lächerlich Irdische seiner Vorstellungen von den großen Vorgängen nach dem Tod und nach der Zeitlichkeit auszureden. Es war nicht zu erkennen, ob mit Erfolg oder vergeblich.

Ein andermal hielt der Alte den Pfarrer an, als er im Amtsgewand nach einer Trauung aus der Kirche trat und sich raschenstens umziehen und dann zum Hochzeitsmahle begeben wollte: Welchen Weg wohl die Toten beim jüngsten Gericht nehmen würden, ob gleich auf zum Himmel oder erst, wie jetzt eben die Hochzeitsgesellschaft, durch die Kirchhofstür. Der Geistliche, der heute zu einer weitschweifenden Ermahnung und Belehrung so grundsätzlicher Art, wie sie hier nötig gewesen wäre, keine Zeit fand, entschied sich, um den Alten los zu werden, endlich dahin: durch die Kirchhofstür!

Einmal in der Sakristei, wollte der Alte wissen, in dem Leib welcher Jahre man auferstehen würde, ob jung oder alt oder miteralterlich?

Diese Frage schien dem Geist des Theologen etwas vernünftiger als die andern. Er unterhielt sich diesmal länger mit dem Wißbegierigen, der gespannt und aufmerksam zuhörte, dem es offenbar einleuchtet, als der Pfarrer ihm klar machte, daß jeder Mensch, wie seelisch so auch körperlich, in seiner vollen Wesenheit erstehn werde. Weder könne es einen göttlichen Sinn haben, wenn er jung und unreif, noch wenn er geistig und am Leibe altersschwach seine Ewigkeit beginnen müßte.

Der Seelsorger zitterte, daß sein Quälgeist jetzt nach der Art des Wiederkehrens der noch nicht zu seiner vollen Wesenheit gediehenen Junggestorbenen fragen könnte, ob diese reifer oder entwickelter auferstehen würden als sie dahingegangen, was denn doch nicht so leicht zu beantworten gewesen wäre. Aber der Alte war offenbar mit der ersten Antwort sehr zufrieden, nickte, lächelte vor sich hin und dankte umständlich für die Auskunft; ehe er sich entfernte, kam er noch einmal zurück, um sich bestätigen zu lassen, daß man bis dahin die menschlichen Schwächen, wie beispielsweise Angst und Furchtsamkeit, abgelegt haben und am jüngsten Tag als ein mutiger Christ dastehen werde.

Da nach diesem Gespräch gerade einer der Gemeinderäte beim Pfarrer eintrat, erkundigte der sich nun einmal nach dem seltsamen Fragesteller. Der Gemeinderat lachte, der alte Mathis sei ein Kauz, aus dem niemand recht klug werde, ein Wagner. Er sei ein friedfertiger Gesell, der kaum jemandem etwas zuleide tue, aber einmal in seinem Leben doch einen wüsten Streit gehabt, bei dem er weidlich den kürzern gezogen habe. Sein Gegner sei ein gewisser Kilian gewesen — der wegen seiner Stiftungen für die Kirche sogar innen in der Kirche beigesetzt geworden — ein reicher Bauer, der nichts gewußt, aber jede seiner unsinnigen Behauptungen so fest gehalten, wie ein Metzgerhund einen Knochen gegenüber einem Zierhündlein, und also auch die, daß der Mond sich nicht um die Erde, sondern direkt (und nun gerade) um die Sonne drehe! Das sei dem Wagner, der für die Schule öfters einen Planetenkreisstand zu leimen und mit einem Mond oder einer neuen Venus zu versehen gehabt, zu viel gewesen! Mathis habe sich zu einem energischen Widerspruch gedrängt gefühlt, drohend auf den Tisch geschlagen und sich dann für den richtigen Mondlauf leider verprügeln lassen müssen.

Er sagte nachher nichts mehr laut, sondern ging hinkend, sich rotschämend und vor sich hinbrummend weg. Er ist seitdem noch wunderlicher als zuvor. Man hat ihn, wohl aus Schutz gegen ähnliche Ueberfälle, mit einem Wanderstecken sich an einem Pfahl im Schlagen üben sehen. Als der Bauer, der den Wagner immer auslachte, wo sie einander trafen, am Schlagfluß gestorben, ist der Mathis auffallend oft an Kilians schöner Gruft gestanden, die gleich neben der Kirchtüre unter der Orgelbühne liegt."

„Ich kenne sie wohl", warf der Geistliche ein.

„Außerdem hat der Wagner Mathis noch eine Frau, ein stilles Weib, das fast nie aus dem Hause kommt und, recht im Gegensatz zu ihren Geschlechtsgenossinnen, kaum je redet."

Das war die Auskunft. Mit ihr schienen übrigens die sonderbaren Fragen des alten Mathis abgeschnitten zu sein. Ja sogar, als der Pfarrer sich einmal nachsinnend in den